



**Journal
of
Namibian Studies**

History, Politics, Culture

25 / 2019

Otjivanda Presse.Bochum

ISSN 1863-5954 (print)
ISSN 2197-5523 (online)

Journal of Namibian Studies **History Politics Culture**

Editor

Andreas Eckl
eckl@namibian-studies.com

Language Editor

Eoin Ryan
ryan@namibian-studies.com

Editorial Advisory Board

Bruno Arich-Gerz, Department for German Language and Literature Studies,
University Wuppertal, Germany
Christo Botha, History Department, University of Namibia, Windhoek,
Namibia
Medardus Brehl, Institute for Diaspora and Genocide Studies, Ruhr-
University Bochum, Germany
Tilman Dederig, History Department, University of South Africa, Pretoria,
South Africa
Ute Dieckmann, Institute of Ethnology, University of Cologne, Germany
Gregor Dobler, Institute of Cultural and Social Anthropology, University
Freiburg, Germany
John Friedman, Socio-Cultural Anthropology and Development, University
College Roosevelt, Middelburg, The Netherlands
Wendi Haugh, Anthropology and African Studies, St. Lawrence University,
Canton, NY, USA
Matthias Häußler, Department of Sociology, University Siegen, Germany
Dag Henrichsen, Basler Afrika Bibliographien, Basel, Switzerland
Suzan Ilcan, Department of Sociology and Legal Studies, University of
Waterloo, Canada
Meredith McKittrick, School of Foreign Service, Georgetown University,
Washington, D.C., USA
Henning Melber, The Nordic Africa Institute, Uppsala, Sweden
André du Pisani, Department of Political Studies, University of Namibia,
Windhoek, Namibia
Chris Saunders, Department of Historical Studies, University of Cape Town,
Cape Town, South Africa
Jake Short, Department of History, University of Georgia, Athens, USA
Wolfgang Werner, Department of Land Management, Polytechnic of
Namibia, Windhoek, Namibia
Steven Van Wolputte, Institute for Anthropological Research in Africa,
Katholieke Universiteit Leuven, Belgium

Letter diary of Adolf Auffahrt, Zahlmeister in the Kaiserliche Schutztruppe for South West Africa, December 1904 – April 1905

Edited by Andreas Eckl*

Abstract

This is a typescript of letters sent by Adolf Auffahrt to his family during his stay in German South West Africa where he served as Zahlmeister (paymaster) in the Kaiserliche Schutztruppe for South West Africa during the Herero and Nama wars. Auffahrt was almost forty when he signed up as a volunteer for the Schutztruppe in German South West Africa and – like many of his colonial South West African soldier colleagues – had taken part in the China-Expedition before. The letter diary begins with Auffahrt's departure from Germany on Christmas Eve 1904 and ends with an entry in April 1905 when Auffahrt had learned of his father's death. The letter diary is especially interesting with regard to the transit on board of the "Prinzregent" and Auffahrts expectations of the colony and the reality that he found there.

24.12.1904

Liebe Eltern, liebe Gertrud und Eduard.

Na, nun schwimmen wir ja endlich.¹ Gott sei Dank möchte ich beinah sagen, daß es so weit ist, denn nun können uns, vorläufig wenigstens, Verfügungen und Telegramme des Oberkommandos pp. nicht mehr erreichen, und wir haben verhältnismäßige Ruhe. Die Tage in Munster waren wirklich unbeschreiblich anstrengend. Am 10. Dez. kam nur der Major (ein Bayer), der Adjutant und ich. Die übrigen Offiziere und die Unteroffiziere des Transports kamen erst am 13., die Mannschaften erst am 14. Dezember. In den ersten Tagen war infolge dessen fast gar nichts zu tun, erst als die Leute kamen, fings an.

Meine Reise von Münden nach Munster ist recht gut vonstatten gegangen. Vom ersten Teil der Reise weiß ich fast gar nichts, ich wachte auf einmal in Hannover auf, eine Folge der großen seelischen Anspannung beim Abschied von meiner kranken Frau. Von Munster ist nur zu berichten, daß ich 150 Bogen Schreibpapier, einige 80 Bogen liniertes Papier und ebensoviel Telegrammformulare verbraucht habe.

* Andreas Eckl is editor of the Journal of Namibian Studies. Email: eckl@namibian-studies.com

¹ To improve legibility the punctuation has been adjusted and page breaks have been inserted, acronyms and the spelling of the original, however, has been kept except for obvious errors. Numbers in brackets refer to page numbers in the original typescript which is kept as "Briefe meines Vaters Adolf Auffarth aus Afrika" in the National Archives of Namibia, Windhoek, Accessions 549.

Am 23.12. morgens 9 Uhr ging unser Zug in Munster ab. Ankunft in Hamburg 7 1/2 Uhr auf dem Petersonkai. Durch den Nebel konnten wir schon den „Prinzregent“ im Schmuck der Flaggen und seinen zahllosen Lichtern und erleuchteten Fenstern liegen sehen. Ich will hier gleich von vornherein bemerken: ein prachtvolles Schiff. Erst vor einem Jahr gebaut, außen elfenbeinfarbig, innen von oben bis unten mit Eleganz und allem möglichen Komfort ausgestattet. Es begann zunächst das Anbordgehen der Leute. Wie die alle die Augen aufrissen! Dann wurde unser Gepäck an Bord genommen. Wir hatten mehr als 3000 große Kisten, Bekleidung, Sattelzeug, Ausrüstungen etc. Mit meinem persönlichen Gepäck, drei Koffer, 1 Wäschesack, hatte ich großes Glück. Gleich in der ersten Viertelstunde war alles in meiner Cabine, die ich für mich alleine habe und die diesmal aufs Promenadendeck geht. Ich bin sehr zufrieden. Ich möchte wohl mein Leben lang zur See fahren. Zuletzt wurden unsere Reitpferde (92 Stück) an Bord genommen. Eins nach dem anderen wurden sie in langer Reihe auf einer schiefen Ebene, die mit Querleisten benagelt war, ins Schiffsinnere geführt. Auch mein Fuchs mit seinen weißen Hosen [2] kam vorbei. Ich werde mich sehr um ihn kümmern, denn in Munster hatte ich keine Zeit, ihn auch nur einmal anzusehen. Den ganzen Tag lang herrschte natürlich an Bord und auf dem Kai das fürchterliche Jagen, Rennen und Treiben und Durcheinander, wie immer bei solchen Gelegenheiten.

Um 12 Uhr wurden wir dem Oberst Ohnesorge aus Berlin vorgestellt, unserem nächsten Berliner Vorgesetzten. Um 1 Uhr großes Frühstück. Gegeben wurde dasselbe von der Reederei. Herr Adolf Wörmann war selbst zugegen. Es nahmen teil alle, die sich an Bord befanden, Verwandte, Freunde und Bekannte der Abreisenden. An Getränken gab es zunächst ein Glas Mosel und dann nur Sekt. Kommandierende Generäle, Leutnants, Civilisten, Damen, jung und alt. Alles in buntem Durcheinander und so heiter und lustig; von Abschiedsschmerz ist vorläufig wenig zu merken. Um 3 Uhr Aufstellung in der großen Halle und Abschiedsrede des Kommandierenden Generals. An Land spielte eine Infanterie-Kapelle. Ein paar tausend Menschen haben sich angesammelt. (Warum muß aber auch Hamburg so weit ab von Münden liegen! Wenn Ihr doch diesen Tag zusammen mit mir auf dem Dampfer hättet sein können, ich hätte wer weiß was darum gegeben!)

Um 4 Uhr fing endlich die Sirene an zu heulen. Alles strömte abschiednehmend von Deck. Von ganz Fremden bekommt man Händedrucke und gute Wünsche mit auf den Weg. Bald ist die letzte Brücke, die das Schiff noch mit dem Land verbindet, abgeräumt und dann ganz langsam fängt das Schiff an sich zu bewegen unter den jubelnden Zurufen der Menge. Tücher wehen, Hüte und Hände winken hinüber und herüber, die Musik spielt die Hymne und das Deutschlandlied. Alle Schiffe haben großen Schmuck angelegt und lassen ihre Dampfpfeifen zum Abschied heulen. Es ist doch ein eigener Augenblick, der Abschied eines großen Schiffes vor Antritt seiner Fahrt in die Ferne. Fast alle konnten wir nur mühsam die Tränen bezwingen: Es gibt Erlebnisse, die man nie vergißt und dazu gehört sicher auch dieses.

Ganz langsam gleiten wir die Elbe hinab. Leichter Nebel liegt über dem stolzen Hamburg. Es wird schon stark dämmerig. Wir lassen das alles schweigend an uns

vorüberziehn. Viele haben schon ihre Cabine aufgesucht. Auch ich begeben mich bald dorthin, um mein Weihnachtspaket zu öffnen. Es müssen ja doch Briefe darin sein – und das ist das Wichtigste.

[3] 26.12

Wir sind mitten im Golf von Biskaya. Das Schiff stampft und rollt und schlingert ganz entsetzlich. Alles liegt krank in den Cabinen, nur ein paar einzelne halten sich mit verzweifelten Anstrengungen aufrecht. Ich sitze auf einer Bank an Deck und versuche zu schreiben, aber auch mir ist gar nicht so recht extra, nicht gerade seekrank, aber doch höchst unbehaglich. Die Bewegungen des Schiffes sind geradezu kolossal, aber was hilft das alles, ich muß schreiben, denn am Mittwoch morgen wird die Post für Las Palmas geschlossen.

Meine Cabine ist ganz famos eingerichtet. Das Bett ganz vorzüglich, es schläft sich herrlich darin.

Nun noch etwas vom Heiligen Abend. Natürlich hatten wir unseren Baum, auch die Mannschaften. Nach dem Essen um halb acht hatten zuerst die Mannschaften Bescherung. Es waren zahlreiche Liebesgaben eingegangen, so daß jeder etwas bekommen konnte. Um halb neun war unsere Bescherung im Damensalon. Zuerst eine kleine Ansprache des Majors, dann wurden Geschenke ausgepackt. Es erhielt jeder einen Karton Weihnachtsconfekt (Liebesgabe der Firma Stollwerk) und außerdem eine wunderbare Cigarrentasche aus Leder von der Wörmannlinie, angefüllt mit sechs echten Habana-Cigarren (Upmann). Wir waren alle ganz gerührt. Und dann fand noch eine Verlosung von Geschenken statt, die Ihre Majestät die Kaiserin gestiftet hatte. Ich bekam einen Rasierapparat und zwei Spiele Patiencekarten. Den ganzen Abend wurde Sekt herumgereicht, den Söhnlein und Co gestiftet hatte. Es finden sich doch immer noch freundliche Menschen! Bis ein Uhr blieben wir auf. Wir waren sehr vergnügt. Unser Stabsarzt spielt und singt sehr gut, auch einige andere Herren spielen Klavier oder Harmonium. Mein Kollege Lindner, ein netter Mensch, hielt komische Vorträge, und so gingen dann die Stunden schnell dahin. Aber so eine rechte laute Fröhlichkeit, wie sie die jungen Leutnants sonst immer entwickeln, wollte sich doch nicht einstellen. Jeder war mehr oder weniger mit sich selbst und seinen Gedanken beschäftigt.

Das Schiff fängt immer stärker an zu schwanken und zu schaukeln, es legt sich vollständig bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Unseren Pferden geht es schlecht, sie werden reihenweise bei den heftigen Schwankungen zu Boden gestreckt. Die ‚Leichen‘ an Bord häufen sich, alles liegt kotzend (entschuldigt) durcheinander. Ich habe mich noch nicht zu übergeben brauchen, aber es ist mir ganz hundsgemein, [4] saumäßig zu Mute.

Gestern abend wollte ich mich gleich nach dem Essen zu Bett legen (nur ein Viertel der Herren war zum Essen erschienen), aber ich kam gar nicht bis zu meiner Cabine. Kaum war ich auf Deck, da legte sich der verdammte Kasten so recht kräftig über und hupp hupp, da war auch ich der Schaukelei erlegen. Dann schnell ins Bett. An Schlafen

natürlich nicht zu denken. Bald fliegt man ans rechte, bald ans linke Bettgeländer, bald rutscht man unten ans Ende, bald stößt der Kopf oben an, ein schrecklicher Zustand. Den Kopf hatte ich schließlich in eine Bettecke gezwängt und ihn dort mit Kissen und Decken verrammelt, so daß der wenigstens leidlich fest lag.

Heute morgen ist die See etwas gnädiger. Ich fühle mich wieder ganz wohl, sitze im Rauchsalon und schreibe, den Blick nach Osten, den Sonnenaufgang bewundernd. Der ganze Himmel rot, das Auge schwelgt in tausend glühenden Farben und sucht doch immer wieder einen Punkt auf, erwartungsvoll und noch Schöneres ahnend, den Punkt, von welchem aus der erste feurige Strahl über die dunkle Meeresfläche blitzen wird. Und er kommt, dieser Strahl, leuchtend, blendend, kraftvoll. Er braucht nicht lange zu suchen, er findet schon das Auge, und das Auge findet ihn, und beide haben Freude aneinander.

28.12.04

Es ist sieben Uhr morgens. Ich sitze wieder im Rauchsalon auf meinem alten Platz. Heute gibt es aber keinen Sonnenaufgang zu bewundern, drohendes Gewölk hängt schwarz am Himmel, aber lind und mild weht die Frühlingsluft, und die See ist fast ganz ruhig geworden. Alle Fenster sind offen, ich sitze hier, als ob es Mai und nicht December wäre. Das Thermometer ist schon merklich in die Höhe gegangen. Ihr wundert Euch sicher, daß ich schon morgens um sieben Uhr Lust zum Schreiben habe, aber wir nähern uns dem Äquator, und da wird es bekanntlich Punkt sechs Uhr Tag und Punkt sechs Uhr am Abend Nacht. Um neun Uhr, nach dem Frühstück, steige ich ins Bad, Meerwasser. Ich fühle mich so wohl wie sonst. Morgen Nachmittag wird die Post gesammelt und geschlossen. Wenn heute jemand Krankheit vorschützt, so ist es weiter nichts als Faulheit. Mein Bursche hat sich auch seit zwei Tagen nicht sehen lassen, den wird's auch gepackt haben. Nachher sehe ich nach ihm.

Gestern Mittag [5] haben wir die erste Herde Delphine gesehen. Unsere Leute wollten sich totlachen über die drolligen Kerle. Abends war zum ersten Mal Meeresleuchten, aber nur schwach.

29.12.04

Es ist sechseinhalb Uhr früh. Ich habe sehr gut geschlafen, es ist wieder trübes Wetter; die ganze Nacht hat die Tür und das Bullauge meiner Cabine offen gestanden, und ich war nur ganz leicht zugedeckt. Es ist richtige Frühlingsluft. Heute Nachmittag um 4 Uhr wird die Post geschlossen. Ich will diesen Brief daher jetzt schnell beenden. Nachher habe ich doch noch Verschiedenes zu tun. Morgen früh um 8 Uhr kommen wir nach Las Palmas auf Gran Canaria. Wir bleiben dort acht — zehn Stunden und fahren dann nach Monrovia, an der Westküste Afrikas (Hauptstadt von Liberia), weiter. Ich gehe natürlich in Palmas an Land. werde Ansichtskarten schicken. Unsere Leutnants freuen sich hauptsächlich auf die schönen Spanierinnen. Ich bin auch gespannt, denn der Schiffsarzt, der

an unserem Tische ißt, weiß geradezu Wunderdinge zu berichten. Na, wir werden ja sehen, ich werde getreulich berichten.

2.1.1905

Liebe Eltern, Gertrud und Eduard.

Also am 30.12., morgens um 4 Uhr, sind wir vor Las Palmas angekommen. Ich war aufgestanden und wanderte mit übergeworfenem Umhang an Deck umher. Es war zwar vorläufig nichts weiter zu sehen, als die dunklen Umrisse einer bergigen Insel, einige Leuchtfeuer auf den Höhen und am Horizont viele Lichter der Stadt. Mit unendlich langsamer Fahrt kamen wir näher und näher, bis wir schließlich gegen 6 Uhr außerhalb des eigentlichen Hafens Anker warfen. Gleich nach uns kam ein zweiter Personendampfer heran, den ich schon vorher beobachtet hatte, ein italienischer Postdampfer, der von Brasilien kam. Gleich nach dem Festmachen begann das mir schon bekannte Bild, die Kohlenprähme kamen an und legten sich an unsere Seiten, zahlreiche Boote mit Händlern wimmelten um uns herum, alles Denkbare wurde feilgeboten, vor allem Früchte, Gemüse, Hunde, Papageien, Affen, Kanarienvögel, Cigarren, Cigaretten, Photographieen, meistens schmutziger Art, Feldstecher mit Fensterglas, Uhren ohne Räder und sonstiger Krimskrams. [5] Und unsere guten Jungen sind so unglaublich unerfahren und gutgläubig. Auch einige Boote voller zweifelhafter Frauenzimmer umkreisten das Schiff. Sie wurden aber, trotzdem sie sich die Kehlen heiser sangen, schrienen und heulten (ich verstand immer nur ‚viva Alemania‘, ‚viva la sancta Madonna‘, ‚viva Imperatore‘) nicht an Bord gelassen — zum Glück für unsere Leute.

Das Frühstück war von acht auf sieben Uhr vorverlegt worden. Um acht Uhr ging unsere kleine Dampfpinasse mit dem Major, den Hauptleuten, Stabsarzt usw. an Land. Wir blieben die ganze Zeit über zusammen und haben uns riesig gut amüsiert. Vom Hafen aus fährt man mit einer Straßenbahn oder kleinen, viersitzigen Wagen in etwa einer halben Stunde zur eigentlichen Stadt, natürlich begleitet von dem üblichen Rudel schreiender Straßenjungen. In der Stadt angekommen, wanderten wir auf gut Glück ohne Führer weiter. Wir besichtigten verschiedenes: eine Kaserne, das Theater (von innen natürlich), das Gerichtsgebäude mit der Hinrichtungsmaschine, den Marterwerkzeugen usw. Man läuft immer so mit, ob einem die Sache interessiert oder nicht, das ist ganz gleich. Im Gerichtsgebäude hat mich entschieden ein prachtvolles Kartoffelfeld im Hofe desselben am meisten interessiert. Verdammte praktische Kerle, diese Spanier. Dann wurde in irgend einer Osteria ein recht guter spanischer Landwein getrunken. Schließlich wollten alle die Kathedrale besichtigen. Wir also hin. Die Kathedrale ist ein alter, mächtiger, jetzt noch stolzer Bau. Zuerst wollten uns die Pfaffen nicht hineinlassen, ein vorgehaltenes Markstück bezwang aber ihren Widerwillen gegen die Protestandos, wie sie glaube ich, sagten. Viel Sehenswertes ist nicht zu sehen, es mag wohl früher anders gewesen sein. Aber nun muß ich eine gewisse Zeitspanne überspringen. Ich habe die Erfahrung in diesen Ländern, auch in Genua und Neapel, gemacht, daß man nur in die Nähe einer Kirche zu kommen braucht, um gleich mit einer Menschensorte in Berührung

zu kommen, deren man in anständiger Gesellschaft nicht erwähnen kann. Aber — mitgefangen, mitgehungen, das ist nun mal so. Mittlerweile war es etwa ein Uhr geworden, und wir fuhren mit der Straßenbahn wieder dem Hafen zu, stiegen aber vorher am Hotel Metropol aus und aßen dort zu Mittag. Sehr gut, aber auch sehr teuer. Das Hotel liegt unmittelbar an der Küste, in einem prachtvollen Palmenhain und war gestopft voller Menschen. Europäer, alles Schwindsüchtige, um dort [7] Heilung zu suchen. Es war gerade Essenszeit. Wunderbarer Speisesaal, glänzende Toiletten, Palmen, Rosen, alle Tische bedeckt mit Silber und funkelndem Kristall, die Kellner in schneeweißen Anzügen.

Um vier Uhr kamen wir auf unserem Dampfer wieder an. Leider war das Kohlennehmen noch nicht beendet und unser schöner Dampfer — wie sah der aus! Alles mit fingerdickem Kohlenstaub bedeckt. Das also war Las Palmas. Die Stadt hat auf mich im Allgemeinen einen verschlafenen Eindruck gemacht, herabgekommen und gedrückt. Daneben fiel mir aber die kolossale Reinlichkeit auf den Straßen usw. angenehm auf.

Seit heute Morgen ist es mächtig heiß geworden, die Sonne brütet förmlich auf meinem armen Kopf nieder. Ich will es daher für heute bei diesen drei Seiten bewenden lassen.

3.1.05

Es ist sechseinhalb Uhr morgens. Ich sitze auf dem hinteren Promenadendeck und will bis acht Uhr (Kaffeezeit) schreiben. Es ist drückend heiß, der Schweiß bricht aus allen Poren, die Luft liegt schwer und flimmernd über dem Wasser.

Nach der Rückkehr aufs Schiff in Las Palmas habe ich mich zum 2. Mal gegen Typhus impfen lassen. Jetzt tue ich es aber nicht noch einmal, denn ich bin noch in derselben Nacht mächtig krank geworden. Vom Silvesterabend weiß ich fast gar nichts, so starkes Fieber hatte ich. Als ich am 1. Januar aufwachte, hatte ich wieder ganz klare Besinnung.

Ich will Euch heute etwas von meinem Alltag erzählen. Jede Abteilung, an deren Spitze ein Major steht, besteht aus fünf Proviantkolonnen. Eine Proviantkolonne setzt sich zusammen aus: 1 Rittmeister, 3 Leutnants, 1 Zahlmeister, 1 Oberstabsarzt, 12 Wachtmeister, Unteroffiziere, 144 Rekruten, 1 Sanitätsunteroffizier, 38 achtspännige Proviantwagen, 324 Zugochsen, 35 Reitpferde und 4 Reitpferde, 16 Zugochsen als Reserve. Das alles mal fünf, dann habt Ihr die ganze Abteilung. Alle Verwaltungsangelegenheiten der fünf Kolonnen werden von mir einheitlich geregelt, natürlich immer im Einverständnis mit dem Major. Ich habe also eine schöne, selbständige Stellung. Im Großen und Ganzen führe ich also das aus, was ich mir vorher selber befohlen habe.

Der Major Taubler ist, wie schon gesagt, sehr nett, Junggeselle, gemütlich, dann und wann könnte er wohl etwas schärfer [8] sein. Leutnant Oberg ist Preuße, ganz nett, geht aber wenig aus sich heraus. Der Stabsarzt Dr. Duentzelt ist Sachse, aus Bautzen, ein sehr lieber Mensch, singt famos und spielt Klavier. Der Rittmeister Bender, anscheinend ein sehr netter, wohlwollender Mensch, für meinen Geschmack eigentlich ein bißchen zu liebenswürdig, zu zuvorkommend, so daß ich immer meine, es müßte nochmal irgend ein Pferdefuß dahinter herkommen. Jetzt unsere drei Leutnants. Da ist

zuerst der Herr von Massow, (sein Vater war kommandierender General), gibt sich als schnoddriger Berliner, ist es aber glaube ich nicht. Widerspricht stets und unter allen Umständen. Ist immer bereit, die unzweifelhaftesten Tatsachen und Wahrheiten anzufechten und anzuzweifeln. Dann kommt Leutnant Jacobowsky. Trägt einen handbreiten weißen Stehkragen, der so aussieht, als gehöre er gar nicht zur Kleidung und zum Menschen. Versucht in Miene, Haltung, Kleidung und Wesen den Grandseigneur zu spielen. Im Allgemeinen zurückhaltend, kann aber für Augenblicke sehr lebhaft und liebenswürdig werden. Dann kommt noch der Leutnant Neuerbourg. Ist aus Aachen. Famose Gestalt, hellblond, ausgeprägtester Germanen-Typ. Auch im Wesen ganz Germane, ruhig, zurückhaltend, prüfend und wägend, dann aber gerade heraus, die Worte nicht ängstlich bedenkend. Er ist mir vorläufig der liebste. Der Arzt ist ein kleiner, in jeder Beziehung lieber, bescheidener Mensch mit unglaublich dünnen, fürchterlichen O-Beinen. Er stammt aus Ostpreußen.

Um zwei Uhr ist Postschluß, um drei Uhr landen wir in Monrovia, Ich bin auf die schwarzen Schönheiten gespannt. Ich werde sie mir genau betrachten, allerdings immer aus einer gewissen Entfernung. Nähere Bekanntschaft wünsche ich noch weniger zu schließen, wie mit den sehr schönen Spanierinnen auf Las Palmas, die ich auch nur besichtigt habe, freilich in- und auswendig.

6.1.05

Liebe Eltern, Gertrud und Eduard.

Bis zum Kaffee werde ich wieder schreiben, nachher arbeiten. Vorgestern Nachmittag gegen 4 Uhr kam die Küste in Sicht und um 5 Uhr gingen wir vor Monrovia vor Anker. Der Strand ist meist flach, die Stadt zieht sich auf eine kleine Anhöhe hinan. Alles ist dicht bewachsen mit Palmen, sonstigen [9] Bäumen und Buschwerk. Das ganze Bild sieht reizend aus, namentlich die Stadt. Die meist hellen Häuser liegen alle einzeln und sind von dichtem Grün umgeben. Zwei Kirchen kann man auch erkennen. Der ganze Zweck unseres Haltens vor Monrovia war der, 150 Neger an Bord zu nehmen, die demnächst bei dem Entladen des Dampfers helfen sollen. Unser Schiff war bald umringt von den Booten der Eingeborenen. In jedem saßen ein – vier nackige Kerle. Ein Bindfaden um den Nabel, ein paar Arm- und Beinringe war alles. Die Sache spielte sich ganz programmäßig ab, wie ich es schon kenne. Zuerst, als die Boote von fern angerudert kamen, wurden allerhand Redensarten laut über die Häßlichkeit der „Wilden“ im Allgemeinen und die der Schwarzen im Besonderen usw. Und als die Neger schließlich da waren – nichts wie Bewunderung. Da lauteten dann die Reden ganz anders: „Nein, was die Kerle für schöne Augen haben, sehen Sie nur diese Zähne, diese prachtvollen Glieder, diese idealschönen Gestalten, dagegen muß man sich ja geradezu verkriechen –“ usw. In ihrer Art hat jede Menschenrasse eben ihr Schönes und Eigenes. Auffällig ist es jedenfalls, daß in allen Reisebeschreibungen gar nicht oder selten von den Schönheiten bei fremden Völkern gesprochen wird, nur das Häßliche, was diese –

wie jede andere Rasse auch – an sich haben mögen, wird möglichst kraß hervorgehoben. Ist es der Neid des weißen Mannes gegen seinen schwarzen Bruder?

Um sechs Uhr abends wird es Nacht und damit hört das Leben um das Schiff herum auch bald auf. Hauptsächlich die Neugierde hatte die Schwarzen zu uns heraus getrieben, denn zu verkaufen hatten sie wenig, nur einige armselige Fische, Bananen usw.

Am anderen Morgen hatten sich wegen der Hitze nur einige Wenige entschlossen, an Land zu gehen, darunter natürlich auch ich. Um sechseinhalb Uhr wurde endlich das Boot bestiegen, ein mächtig langes, schmales Ding, besetzt mit zehn Ruderern. Erst eine halbe Stunde Fahrt auf ruhiger Meeresfläche, dann kam die Brandung und hierauf nochmals eine Viertelstunde Fahrt am Ufer entlang bis zur Faktorei Wörmann. Die so gefürchtete Brandung wurde leicht und schnell überwunden. Am Ufer wimmelte schon eine Menge Volk umher, teils ganz nackt, teils mit Schurz, manchmal auch mit einigen Kleidungsstücken europäischen Schnitts behangen. Alles lachte und freute sich, keiner bettelte, nur die ganz kleinen nackten Negerbuben springen umher und rufen „money, money“. Ich guckte mit dem Fernglas am Ufer entlang und da, wahrhaftig, da steht ein Weib ohne etwas an. Ich mache natürlich die in meiner [10] Nähe Stehenden aufmerksam. Alle Augen gehen hin, jedes Fernglas wird in Tätigkeit gesetzt, trotzdem die Entfernung nur etwa 20 Schritt beträgt. Sie war von über Mittelgröße, kerzengerade gewachsen, ziemlich korpulent, also über die erste Jugend hinaus, die Brust sehr stark entwickelt, die Farbe war ein liches Kaffeebraun. Sie merkte natürlich bald, daß sie von uns allen gespannt beobachtet wurde, fühlte sich aber scheinbar gar nicht beunruhigt. Jetzt waren wir gerade gegenüber und nun – nein, sowas! – spannt sie einen alten, schwarzen Regenschirm, den wir vorher nicht bemerkt hatten, plötzlich vor ihren Reizen (will ich mal sagen) auf und lacht mit dem ganzen Gesicht oben darüber hinweg. Also selbst in Afrika kennt man Koketterie. Wir mußten alle laut lachen und klatschten Beifall! Mit diesem Lachen war der Bann gebrochen, die erste nackte Schönheit war glücklich überstanden. Übrigens hatte sie doch etwas an. Unterhalb des Nabels lief eine Schnur um den Körper, an welcher etwa 20 – 30 Strähnchen herunterhingen, so daß immerhin die gefährlichste Stelle als mäßig bedeckt erschien. Gleich darauf landeten wir. Die meisten von uns setzten zum ersten Mal ihren Fuß auf afrikanischen Boden. Ich hatte Afrika ja schon mal in Port Said betreten.

Die Hauptstraße von Monrovia läuft gleich unten am Strand entlang. Straße in unserem Sinne ist es natürlich nicht. Wagen können dort nicht fahren. Zwischen den einzeln stehenden Häusern ziehen sich Fußpfade hin und her, dazwischen, meist auf Felsblöcken usw. sitzen die Männer im Freien und bieten ihre Waren feil. Nachdem wir eine halbe Stunde lang durch die Straßen gewandert waren, begaben wir uns zu dem, mit der Liberianischen Flagge gekennzeichneten, Posthause. Da saßen zwei Schwarze, die aus alten Cigarrenkisten Briefmarken verkauften. Ansichtskarten waren schon nach ein paar Minuten alle, bzw. Postkarten. Ich habe Euch eine geschickt, bin neugierig, ob sie ankommt. Dann gingen wir zur Faktorei Wörmann. Ich habe dort aber nichts getrunken. Ich will doch mal sehen, ob man nicht durch Mäßigkeit in diesen Dingen am

Weitesten kommt. Die Vegetation ist natürlich gänzlich tropisch. Besonderen Eindruck hat sie mir nicht gemacht. Ich habe schon Schöneres gesehen. An das Nackte der Menschen gewöhnt man sich, selbst bei den Frauen, merkwürdig schnell. Nach zehn Minuten fiel einem die Sache schon gar nicht mehr auf. Die Frauen waren alle groß zu nennen, sämtlich von famoser Figur, so gerade wie eine Tanne, alle Bewegungen gewandt und fast elegant, tadellose Haltung, die Oberkörper förmlich hinten über gebeugt. Die Gesichter waren leider nur bei wenigen schön, bei anderen ansprechend zu nennen: die große [11] Mehrzahl war einfach häßlich. Übrigens war auch eine ganze Anzahl Negerinnen europäisch gekleidet mit richtiggehenden Hüten, aber meistens ohne Fußbekleidung. Eine davon hatte sicher große Toilette gemacht. Sie hatte so eine Art Ballkleid an mit einem ganz modernen Strohhut (Bolero-Form) mit Straußenfedern. Das Leben und Treiben der Bevölkerung hat auf mich den denkbar besten Eindruck gemacht. Der hervorstechendste Zug ist Ruhe. Man hört trotz einem sehr lebhaften Menschengetriebe kein lautes Wort, kein Rufen, kein Ausbrüllen von Waren, es gibt keinen Zank. Keiner scheint wirklich zu arbeiten, es macht den Eindruck als ob alle nur auf einem Morgenspaziergang begriffen seien. Der am Wege kauern den Händlerin scheint es ganz gleichgültig zu sein, ob sie selbst oder ihre daneben sitzende Konkurrentin etwas verkauft. Auf keinem Gesicht liegt Kummer oder Sorge, alle tragen heitere Ruhe und Gelassenschaft zur Schau. Der Kampf ums Dasein spielt sich sicherlich in höchst milden Formen ab. Auch bettelt kein Mensch. Nur die kleinen Kinder springen herum und rufen ihr ‚money‘, höchstens, daß mal ein schwarzer Backfisch, wenn man ganz nahe vorbeikommt, die Hand hinhält mit so einem ganz eigenen, zutraulichen, verschämten Lächeln. Gibt man nichts, so nimmt sie es sicher nicht übel, gibt man was, so kommen nicht etwa zehn oder zwanzig andere brüllend angelaufen, sondern ihre Freundinnen umstehen sie und begucken sich lachend das Geschenk. Einer der Herren, die mit uns waren, verteilte Zuckerplätzchen und Backwerk und da ist mir aufgefallen, daß keiner der Beschenkten, ob groß oder klein, das betreffende Stück allein aufaß, sondern stets den Zunächststehenden davon abgab, und zwar ohne Aufforderung. Und so könnte man noch viele andere nette Züge aus dem Volksleben erzählen. Jedenfalls haben mir diese Schwarzen weit besser gefallen,-wie die herunter gekommenen Spanier in Las Palmas. Ich habe dort keinen einzigen netten, frischen Mann auf der Straße gesehen, alles niedergebrochene Gestalten, ausgemergelt, hohlwangig, breite Schatten im Gesicht, mit einem Worte, gänzlich erledigt, so schlichen diese Herren unendlich müde und matt umher. In Monrovia das genaue Gegenteil. Freilich lauerten hier auch nicht wie in Las Palmas an allen Straßenecken ganze Haufen von eindeutigen Frauenzimmern, die alle Vorübergehenden in der unerhörtesten, schamlosesten und frechsten Weise mit ihren Anträgen belästigten. [12]

Gegen 11 Uhr schifften wir uns wieder ein und kehrten zum Dampfer zurück. Die Zurückgebliebenen empfingen uns mit Hohngelächter; wir sahen aber auch nett aus, der Schweiß war in Strömen durch unsere Anzüge gedrungen und zeichnete sich in großen Flecken auf dem Rücken, von anderen Körperteilen ganz zu schweigen, ab.

8.1.05

Wir haben in Monrovia nur 42 Neger bekommen und gehen daher von hier aus nach Cap Palmas. Eigentlich ganz schön, denn wir bekommen desto mehr zu sehen. Schon am nächsten Mittag, also am 5.1., ankerten wir vor Palmas. Das Kap macht seinem Namen Ehre, nichts wie Palmen, soweit das Auge, vielmehr Fernglas reicht. Auf einem stattlichen Hause, ganz vorn auf der Felsenhöhe, weht die deutsche Flagge, die Faktorei Wörmann. Um zwei Uhr machten sich etliche zwanzig Herren daran, an Land zu gehen. Es gibt hier nicht so viele größere, europäisch gebaute Häuser wie in Monrovia, aber die ganze Scenerie und die Bevölkerung hat mir noch besser gefallen wie dort. Die Vegetation ist großartig: alle möglichen Arten Palmen, Affenbrotbäumen, Bananen, Ananasgebüsch usw. Die Neger nett, liebenswürdig, zutraulich. Es gibt nur einige wenige, die europäische Lumpen anhaben. Fast alles läuft im Schurz umher, der eigentlich in der hier gebräuchlichen Art recht ungeeignet zum Verhüllen ist, da er nur aus einer Reihe loser Fransen besteht, die an einen Bindfaden geknüpft sind. Nachdem wir etwa zwei Stunden gewandelt sind – unter Palmen und große Mengen Cocosnüsse, Ananas und Bananen für wenig Geld eingekauft hatten, gingen wir zu Wörmann, wo wir mit kühlen Getränken und Cigarren bewirtet wurden. Um sechs Uhr Abfahrt zum Dampfer. Noch einen letzten Blick auf die schöne Pflanzenwelt. Wir werden dort unten kaum etwas Grünes, geschweige denn Palmen zu sehen bekommen.

9.1.05

Wir haben in Cap Palmas noch einige vierzig Neger bekommen, so daß wir zusammen einige achtzig Schwarze an Bord haben. Dieselben bekommen freie Verpflegung und pro Tag 1.50 Mk. Lohn. Das Verhältnis derselben zu unseren Leuten ist ausgezeichnet. Mit großem Behagen verzehren die Schwarzen die Reste der Mahlzeiten; übriggebliebene Fleischreste sind für sie natürlich etwas ganz Außerordentliches. Aber niemals habe ich gesehen, daß einer [13] allein so einen Fleischbrocken aufißt, er beißt ein Stück ab und gibt den Rest weiter. Cigarren, Cigarretten, Bier usw. bekommen die Neger massenhaft von den Unsrigen geschenkt. Abends liegt alles friedlich durcheinander. Um einen Neger sitzen dann sechs bis acht von unseren Leuten herum und dann geht das Erzählen und Sich-Verständlichmachen los. Unsere Leute sind ausgezeichnet. Viele, fast die Hälfte, sind aus der Reserve eingetreten, aber trotzdem ist Haltung und Führung tadellos. Es steckt unendlich viel im gemeinen Mann. Das Gehorchen wird ihm leicht und Herz und Gemüt sind ungemein entwickelt. Hieran hat die Sozialdemokratie wenig oder nichts ändern können. Wenn sich die Leute nur leichter in fremde Verhältnisse hineinfinden könnten! Aber das „Sich-schicken“ wird dem guten Deutschen unendlich schwer. Auch ich werde das „Fügen und Schicken“ wohl niemals ganz lernen!

Mit dem Wetter sind wir seit Las Palmas sehr zufrieden, immer Sonnenschein und ruhige See, nur schrecklich heiß. Man sitzt immer im Freien auf Deck, denn im geschlossenen Raum bricht schon nach wenigen Minuten der Schweiß in Strömen aus. Das Schlafen in

der Kabine ist unangenehm. Man muß Fenster und Tür aufsperrn und sich ohne Bekleidung aufs Bett legen, dann geht's einigermaßen.

12.1.05

Im vorigen Satze habe ich noch über die Hitze geklagt und seit gestern frieren wir. Es sind zwar noch zwanzig Grad Celsius, aber der Absturz auf diese niedrige Temperatur ist gestern zu plötzlich eingetreten. Alle haben dicke Mäntel an und frösteln und husten. Drei von unseren Leuten liegen leider mit Lungenentzündung im Schiffslazarett, aber nicht gefährlich. Mir geht's noch unberufen ganz gut. Seit Cap Palmas haben wir kein Land, kein Schiff, keinen Vogel, nicht einmal einen Fisch gesehen. In ewig gleicher Weise zieht das Schiff durchs Meer, Stunde um Stunde, Tag und Nacht. Auch unser Leben haspelt sich einen Tag um den anderen ganz gleichförmig ab. Etwas arbeiten, Briefe schreiben, essen, träumen und schlafen – immer dasselbe. Der Rauchsalon ist abends ziemlich verödet, die Mehrzahl liegt auf dem Promenadendeck auf langen Stühlen umher, in Mantel oder Decke gehüllt. Es ist dann ziemlich schweigsam. Man raucht, hört auf das Rauschen des Meeres und denkt und träumt.

[14] Nun also die Äquatortaufe. Wir haben am 8.1. abends um acht Uhr die Linie passiert. Die Taufe wurde aber auf den 9. (Sonntag) nachmittags drei Uhr verschoben. Am Vormittag dieses Tages arbeiteten die Schiffshandwerker eifrig auf dem hinteren Promenadendeck. Es wurden Bohlen, große Segeltücher, Stricke, Nägel usw. herbeigeschafft und aus diesen Teilen ein Taufbecken in der ungewöhnlichen Größe von etwa zehn Metern Länge, vier bis fünf Metern Breite und eineinhalb Metern Tiefe fabriziert. Wir beobachteten den Fortschritt der Arbeit mit argwöhnischen Augen. Unsere Unruhe stieg indessen bedenklich, als auf die überall auf Deck befindlichen Hydranten unter höhnischem Grinsen dicke Schläuche angeschraubt und allerhand sonstiges Gerät, Feuerspritzen und dergleichen in häßlichen Mengen herbeigeschleppt und bereitgestellt wurde. Himmel nochmal! Sogar eine Trittleiter wird an das Taufbecken herangestellt, Also je höher hinauf, desto tiefer hinunter. Ein mächtiger Eimer voll Seifenschaum mit einem Malerpinsel darin erweckte auch nicht gerade angenehme Empfindungen. Endlich war es drei Uhr. Scheinbar sorglos und unbekümmert wandelte alles auf Deck umher. An der bewußten Stelle ein scheuer Seitenblick nach halbrechts – wahrhaftig, das Ding war schon bis an den Rand voll Wasser. „Donnerwetter, mindestens 1.50 tief“, schätzten die Mutigen. „Gott bewahre, sicher 1.70“ berichtigten in Gedanken die Verzagten. Einer nach dem anderen verschwand in seiner Cabine, um sich würdig vorzubereiten, das heißt, Hemd und Unterhose auszuziehen. Dann versammelten sich alle, dunkler Ahnung voll, auf dem hinteren Deck. Und nun ging der Rummel los. Die Schiffsmannschaft zog schwer verummt unter ohrenbetäubendem Lärm auf und postierte sich am Taufstein. Zuerst einige Ansprachen und eine Art Andacht. Dann wurden die Täuflinge einzeln aufgerufen. Ich war gleich der vierte oder fünfte. Mütze und Pantoffeln wurden noch schnell durch Beiseitewerfen gerettet, dann mußte ich die Trittleiter besteigen und mich mit dem Rücken zum Wasser auf den Rand des Taufbeckens setzen. Dann kam der Hofbarbier Neptuns und seifte mit der großen Pinselquaste den ganzen Kopf, Hals und

Rock unter dem brüllenden Gelächter der Umstehenden ein. Dann wurde ich „rasiert“. Schließlich hörte ich noch aus dem Munde des Hofpastors die Worte: „Ich taufe dich auf den Namen ‚Salamander‘.“ Das war das Letzte, denn nun packten mich zwei Henkersknechte an den Beinen und stießen mich rückwärts in die Flut. Die Bestien ließen aber nicht gleich los, so daß ich eine ganze Weile unter Wasser bleiben mußte. Verdammt [15] salzig, dieses Wasser. Als ich ganz benommen schließlich auftauchte, fühlte ich mich an Bein und Schulter fest gepackt. ‚Hoffentlich eine Wassernixe, in deren Armen du deine Seele aushauchst‘, dachte ich, dem war aber nicht so; denn als ich die Augen aufmachte, grinsten mich zwei rotbärtige Gesichter an, (‚der Gang nach dem Eisenhammer‘ flog mir durch den Kopf) und nun, schwubs, war ich wieder unten, dann wieder raus, aber nur, um Luft zu holen, dann wieder runter und so fünf bis sechsmal. Endlich beförderten mich die beiden im Wasser des Taufbeckens Stehenden heraus, indem sie mich kurzerhand über den Rand warfen. Aber voreilig war’s und unbedacht zu hoffen, daß hiermit die Leiden eines Äquatortäuflings erschöpft seien. Denn nun ergossen sich aus den schon erwähnten Schläuchen und Spritzen zahllose Wasserstrahlen auf den halb Besinnungs- und Ahnungslosen. Mochte man sich drehen und wenden wie man wollte oder in wilden Sätzen bald rechts, bald links Rettung suchen, überall Tod und Verderben – und dazwischen tosendes Gelächter. Aber schließlich naht das Ende der Qual und wie ein Sieger schreitet man durch die Reihen der noch Ungetauften.

Gleich ist Postschluß, und ich will hier abbrechen. Den Taufschein hebt mir bitte auf. Morgen Mittag etwa kommen wir vor Swakopmund an. Da werden etwa 300 Mann, sowie Güter an Land gesetzt. Dann geht es weiter nach Lüderitzbucht. Bis dorthin etwa noch einen Tag Fahrt und dann ist die Seereise beendet – die Tätigkeit an Land beginnt. Wenn ich doch nur erst Post hätte! Schreibt mir oft und viel.

Seid alle umarmt und vielmals begrüßt von Eurem Adolf.

abgesandt 13/1. 1905

Karibib, 2.2. 1905

Liebe Eltern! Gertrud! Eduard.

Am 13.1. ist der letzte Tagebuchbrief abgeschickt und heute ist schon der 2.2., leider, aber es war mir nicht möglich zu schreiben. Auch heute kann ich nur ganz flüchtig nachholen. Am 13. Januar also ging unser Schiff vor Swakopmund vor Anker. In den ersten paar Stunden sahen und hörten wir keinen Menschen. Schließlich, gegen Abend kam endlich ein Boot heraus und brachte uns Nachricht. Die Flut hatte abgewartet werden müssen. Es war inzwischen aus Windhuk befohlen worden, daß wir nicht in Lüderitzbucht, wie geplant, sondern schon [16] in Swakopmund gelandet werden sollten. Unsere Marschbereitschaft sollte auf das Äußerste beschleunigt werden, damit wir sobald wie möglich ins Innere abrücken könnten. Na, da ging das Schuffen los. An Tagebuch kein Gedanke. An Gertrud und Ida habe ich ein paar Bleizeilen abgesandt. Swakopmund liegt auf einer ungeheuren Sanddüne und soweit das Auge reicht nichts wie förmliche Sandgebirge und Geröll. Nicht das kleinste Pflänzchen, kein Baum. Im

Schatten einiger besserer Häuser fristen ein paar kümmerliche Blattpflanzen unter fortwährendem Begießen ihr Dasein.

Alles ist Geschäft, hier und da läuft auch ein Beamter mit unter. Das Militär liegt draußen in Zelten. Seit sechs Jahren hat es keinen Tropfen geregnet. Der Swakopfluß ist eine Viertelstunde entfernt und besteht nur aus einigen Wasserlachen, um die ein paar Büsche herumstehen. Wir waren im sogenannten Hotel „Fürst Bismarck“ recht dürftig, aber nicht uninteressant einquartiert. Gekocht haben wir uns selbst etwas, aber fragt nicht wie. Irgendein besonderes Erlebnis weiß ich nicht mitzuteilen, es sei denn, eine nächtliche Irrfahrt durch Swakopmund, der gute Hauptmann als Pfadfinder an der Spitze. Das erstrebte Ziel wurde aber nicht erreicht, oder nicht gefunden, Gott sei Dank!

Am 27.1. sind wir abmarschiert nach Nonidas. Es war nur ein kleiner Marsch von zehn Kilometern. Der zweite Marschtag war der schlimmste Tag, den ich bis jetzt erlebt habe, was Anstrengung betrifft. Die Entfernung betrug dreißig Kilometer, fortwährend durch heißen, tiefen Sand, bergauf, bergab, nicht die geringste Vegetation, kein Tropfen Wasser und dabei eine furchtbare Sonnenglut. Die Pferde wollten durchaus nicht mehr zuletzt. Ich habe mein Pferd im ganzen mindestens zehn Kilometer geführt. Ich kochte am ganzen Leibe, und meine Schläfen arbeiteten, daß ich alle Augenblicke glaubte, die Adern würden platzen. Der dritte, vierte, fünfte und sechste Marschtag waren einigermaßen leidlich, aber auch über größere Entfernungen. Die Gegend wird allmählich besser bewachsen. Die Pflanzen werden verschiedener, die Arten nehmen also zu. In den letzten Tagen gab es schon wirkliche Bäume. Stellenweise sieht die Gegend aus wie eine unregelmäßig angelegte Obstplantage. Der Boden wird besser, mehr Lehm im Sand, aber überall Steine und Geröll. Kein Quadratmeter, der landwirtschaftlich bebaut werden könnte. Eine einzige Farm haben wir passiert. Sie lag am Hange eines jetzt trockenen Flußbettes unter hohen Bäumen, ganz nett, Erwerbsquelle: Viehzucht. Mehrfach lagen [17] am Wege verdurstete Ochsen, Pferde oder Maultiere. Ein paar Springböcke wurden gesehen. Sing- und andere Vögel sind sehr zahlreich vertreten. Landschaftlich ist die Gegend zeitweise wunderbar schön. Am Abend des fünften Tages war ich ganz überwältigt. Ein kolossales Hochgebirge (alpenartig) schien uns zu umgeben, dabei eine eigenartige Beleuchtung. Die Bergspitzen in den Wolken. Es war prächtig. Es sind die Erongoberge. Nachts habe ich zweimal unter freiem Himmel, sonst, wegen Regen, in unserem winzigen Zelt geschlafen. Die Luft darin ist so dumpf und heiß, daß ich das Draußenschlafen, wenn es irgend geht, vorziehe.

So ein Marschtag spielt sich folgendermaßen ab: Um vier Uhr wird durch Signal geweckt. Dann erscheinen in unserem Zelt, daß eine Fläche von wohl zwei Tischplatten bedeckt, und in welchem vier Herren schlafen, vier dunkle Gestalten. Es sind unsere Burschen, die über uns treten und unter unseren Köpfen nach dem Morgenhafer für unsere Pferde suchen. Dort haben sie ihn am Abend vorher versteckt, weil es der einzig sichere Ort im Lager ist. Dann steckt einer von uns das Licht an, meistens ich. Ich bin auch immer zuerst aus den Decken heraus, nicht aus Tatendrang, sondern um möglichst viel Platz zu haben und mich meines Waschwassers zu versichern - wenn es welches gibt. An zwei Tagen haben wir aus Brunnen geschöpft, an den anderen war das Wasser in sehr

spärlicher Menge angefahren worden. Kaffee gibt es morgens nicht, wir essen ein Stück Brot mit Speck oder Wurst. Seine Habseligkeiten muß jeder selbst einpacken und den Koffer zum Wagen schleppen. Die Burschen haben keine Zeit, sie müssen für die Pferde sorgen. Um fünfeinhalb Uhr wird abmarschiert. Der Morgen ist stets sehr schön. Gegen acht Uhr wird es heiß, die Luft flimmert, die Augen schmerzen, die Pferde lassen die Köpfe hängen. Um zehn Uhr wird Halt gemacht und Mittagessen, sowie Kaffee für die Feldflaschen gekocht. Wir essen Mannschaftskost, verbessert manchmal durch eine Büchse Gemüse und nachher Früchte. Von zehn Uhr ab bis vier Uhr nachmittags liegt man so herum unter dieser fürchterlichen Sonne ohne eine Idee von Schatten. Zwischendurch würgt man ein bißchen Essen hinunter – auf Geschirr und mit Messer, Löffel und Gabel, die seit vier Tagen nicht mehr abgewaschen sind. Wir haben kein Wasser dazu. Um vier Uhr wird es wieder angenehm, dann wird abmarschiert bis sieben oder acht Uhr abends. An irgendeinem annehmbaren Platz werden, bei Dunkelheit natürlich, die Wagen zu einem Kreis zusammengefahren und alle Tiere [18] hineingejagt. Man ißt dann noch ein Stück Brot mit Wurst, Kaffee aus der Feldflasche, allenfalls noch einen kleinen Cognac. Die Burschen haben unterdeß das bewußte Zelt aufgeschlagen, man macht sich sein Lager, so gut und so schlecht es geht, zurecht, und um neun Uhr liegt alles in der Klappe. Man liegt recht hart auf Mutter Erde, das muß ich schon sagen, und wieviel Runzelchen und Fältchen sie hat, die man vorher gar nicht gesehen hatte, und wie die alle drücken! Im allgemeinen schlafe ich sehr gut. Um zehn Uhr, wenn man gerade im besten Schlafe ist, wird man noch einmal unliebsam aufgeschreckt. Es erscheinen nämlich die Herren Burschen, um einem den Hafersack freundlich unter den Kopf zu schieben.

Seid alle herzlich begrüßt und geküßt. Euer A.

Windhuk, den 19.2.1905

Liebe Eltern, Gertrud und Eduard.

Endlich komme ich mal wieder dazu, Euch in verhältnismäßiger Ruhe zu schreiben. Ich sitze hier in Windhuk und werde wohl voraussichtlich längere Zeit hier bleiben. Die Sache mit den Proviantkolonnen ist ganz anders gekommen, wie man es sich in Deutschland, bei Formierung derselben, gedacht hat. Unsere fünf Proviantkolonnen hatten alle einen Zahlmeister hier bei der Ankunft. Jetzt bin ich nur noch alleine da. Vier Zahlmeister sind zu anderen Truppen versetzt worden, und ich habe die zweite, dritte, vierte und fünfte Proviantkolonne noch zu meiner ersten erhalten. Zur Hilfe sind mir zwei Zahlmeisteraspiranten kommandiert worden, von denen sich aber erst einer heute gemeldet hat. Der Abteilungsstab, und ich mit, wird dauernd in Windhuk postiert. Die fünf Kolonnen bringen zu den im Norden und Osten der Kolonie stehenden Feldtruppen und vorgeschobenen Posten von hier aus Proviant und kehren nach Abgabe desselben hierher zur Neubeladung zurück. In den Süden bringt die zweite Kolonne den Proviant. Die erste Proviantkolonnen-Abteilung ist an Menschen, Tieren und Material so gut wie verbraucht und kommt kaum noch in Betracht. Sie steht in Okahandja und versorgt von

dort aus die nächstgelegenen Posten. Außer meinen fünf Proviantkolonnen hat die Abteilung aber auch noch etwa zehn Ochsenkolonnen zur Verfügung, die ebenfalls Proviant und Kriegsmaterial nach Norden und Osten schaffen. Diese Kolonnen sind aus Wagen von Farmern, Frachtfahrern usw. zusammengestellt. Die Wagen mit Zugtieren und Personal sind gemietet und werden von uns mit Bewachung versehen und unter [19] militärische Führung gestellt. Und für all diese Menschenmassen und Tausende von Tieren muß ich nun Rechnung legen an Geld, Naturalverpflegung, Bekleidung, Material usw. usw. Meine Arbeit und Verantwortung wächst geradezu ins Ungemessene. Aber lachen habe ich doch müssen über einen Satz der Verfügung des Oberkommandos, durch die das alles angeordnet wird. Die Verfügung ist vom Feldintendanten Nachtigall aufgesetzt, der schon Intendanturrat in China war und mich von dort her gut kennt. Es heißt da: „... welche Mehrarbeit dem Zahlmeister Auffarth keine ernstesten Schwierigkeiten verursachen dürfte.“ Ich bin so unverfroren, anzunehmen, daß das heißen soll, er halte mich für besonders befähigt, die Sache zu machen. Ich habe mich natürlich gleich bei meiner Ankunft hier bei Nachtigall gemeldet. Er war sehr liebenswürdig, begrüßte mich als Chinabekanntes, freute sich, daß ich so gut aussähe und meinte, er sei in den paar Jahren zehn Jahre älter geworden, ich dagegen zehn Jahre jünger. Dann meinte er, ich würde sehr viel Arbeit bekommen, die Schwierigkeiten hier seien kolossal, China sei das reinste Kinderspiel dagegen gewesen usw. Was das heißen sollte, weiß ich ja jetzt auch.

Nun noch etwas über unseren Marsch. Im vorigen Brief war ich bis Karibib gekommen. Dieser Ort – man kann von all diesen Plätzen weder Stadt noch Dorf sagen – liegt in einer schönen grünen Ebene, im weiten Umkreis von Gebirge umschlossen. Wir hatten dort den ersten Ruhetag, an welchem ich den vorigen Tagebuchbrief geschrieben habe. Wir wohnten im Hotel Rubien – so hieß der Besitzer – ganz gut, aber leider teuer. Das Logis wird vom Staat bezahlt. Nur für Essen und Trinken muß man selbst sorgen. Meine Rechnung für die zwei Tage betrug bei äußerster Sparsamkeit 22 Mk. In der Nacht vor unserem Abmarsch aus Karibib fiel ein wolkenbruchartiger Regen. Unsere Zugtiere (Maultiere), die in einem Dornenkraal untergebracht waren, brachen fast alle aus. Am Morgen begann ein wildes Jagen und Einfangen. Wir konnten erst mit dreistündiger Verspätung abrücken. Zwölf Tiere aber waren und blieben verschwunden. Recht unangenehm. Durch den verspäteten Abmarsch kamen wir natürlich in die große Hitze hinein. Der Weg war aber schön, teilweise führte er sogar durch waldartige Partien. Auf beiden Seiten wird man von Gebirgszügen begleitet. Die zwischenliegende Ebene ist etwa zehn Kilometer breit. Die Johann-Albrechts-Höhe, bei der wir biwakierten, ist ein besonders hoher Gipfel der rechten Gebirgskette. Wir lagerten sehr schön in einem Gebirgskessel. Ein klarer, rauschender Bach sprang lustig über die Felsen zur Ebene nieder – das erste fließende Wasser, [20] das wir in Afrika nach Zurücklegung eines Weges von genau zweihundertfünfzehn Kilometern zu sehen bekamen. So sehr wir alle nach einem Schluck klaren Wassers schmachteten und so verlockend dasselbe aussah, ich habe mich aber doch bezwungen und nichts getrunken. Man kann schrecklich viel aushalten, wenn man muß und will, der Mensch am meisten von allen Geschöpfen. Ich bin der festen Überzeugung, daß nur das Wasser schuld ist an den vielen schweren Typhuserkrankungen. In China war es ja gerade so. Als die Mannschaften nur noch abgekochtes

Wasser bekamen, hörten die Erkrankungen sofort auf. Am Nachmittag machte ich noch einen zweistündigen Pirschgang in die Berge, habe aber nichts gesehen. Tüchtig naß geworden bin ich dabei, denn wie immer fing es zwischen vier und fünf Uhr an zu regnen.

Von unserem sehr geringen Biervorrat hatte ich heimlicherweise – ich wollte die anderen überraschen – zwei Flaschen in das kühle Wasser des Baches in eine Felsspalte gestellt. Als ich später hinkam, sie zu holen, waren die Flaschen weg. Es stellte sich heraus, daß einer unserer Leute sie ausgetrunken hatte. Er entschuldigte sich damit, geglaubt zu haben, ein früherer Transport habe die Flaschen stehen lassen. Mein Himmel, habe ich mich geärgert! Stehen lassen ist übrigens gut, als ob in Afrika irgendein Mensch irgendetwas Trinkbares stehen ließe! Übrigens hatte ich die Kolonne an diesen schönen Lagerplatz geführt. Der Hauptmann war eine Stunde vorher zu einer Telegrafestation geritten, und der Leutnant von Massow war in Karibib zum Suchen der entlaufenen Maulesel zurückgeblieben.

Am folgenden Tag (4.2.) marschierten wir nach Wilhelmsthal. Wieder ein schöner Marsch. Unser Lagerplatz war idealschön, mitten im Busch, auf einer saftig grünen Blöße. Wasser mußte allerdings aus einem Loch – einer sogenannten Wasserstelle – geschöpft werden. Nachmittags wieder einen Pirschgang gemacht. Nichts gesehen. Dagegen lief uns am anderen Morgen gegen fünf Uhr, als wir gerade aufgestanden waren, eine Kette Perlhühner, etwa zwölf Stück, beinah zwischen den Beinen durch. Die gibt's hier sehr viel. Wilhelmsthal liegt dicht an der Bahnlinie nach Windhuk. Unser zweiter Zug (die Hälfte der Proviantkolonne) marschierte uns immer zwei Tage voraus, da es unmöglich ist, für die ganze Kolonne unterwegs das nötige Wasser zu beschaffen. Ich hatte dem Hauptmann den Vorschlag gemacht, daß ich von Wilhelmsthal mit der Bahn nach Okahandja fahren sollte, um dort den zweiten Zug einzuholen. Ich wollte dann den Offizieren und Mannschaften das Gehalt für Februar auszahlen. Hiermit war der Hauptmann sehr einverstanden.

[21] Um acht Uhr etwa kamen wir zur Station Okasige. Als ich die Plane hochhob und hinaussah, lag keine zwanzig Schritt ab unsere Proviantkolonne im Biwak. Ich rief natürlich. Gleich kam der Hauptmann angestürzt und nun gab's große Begrüßung und Bewunderung meines Waggon erster Klasse. Der Hauptmann lief nochmal weg und kam mit einem Kochgeschirr voll heißem Kaffee zurück. Den mußten wir beide austrinken. Dann wurde weitergedampft. Mein Bursche – Budnick heißt er – war bald wieder entschlummert und schnarchte in sanften Tönen. Ich dachte nicht an Schlaf. Ich war ganz wo anders in meinen Gedanken und habe wohl zehn Pfeifen geraucht.

Um ein Uhr nachts waren wir in Okahandja. Ich kletterte aus dem Wagen. Rabenschwarze Nacht, kein Mensch zu sehen. Ich wieder rein in den Wagen, die Decken ausgepackt und ein Lager bereitet und dann gut geschlafen bis zum Morgen um halb sechs Uhr. Das Nachtlager war hart, das merkte ich erst so recht, als ich aufstand. Ich war ganz steif und krumm, aber das dauerte nur ein paar Minuten, dann war alles wieder gut. Ja, ja, das ist so Soldatenleben, trotzdem gefällt es mir mit meinen beinah vierzig Jahren.

So, nun will ich diesen Brief abschließen, damit Ihr nicht so lange zu warten braucht. Am 17. März ist Vaters Geburtstag. Vielleicht ist dieser Brief dann gerade dort. Möchtest Du Deinen Geburtstag in Gesundheit begehen, lieber Vater, und uns allen noch recht lange erhalten bleiben. Das ist der heißeste Wunsch Deines tr. Sohnes.

Und nun lebt wohl. Es umarmt und küßt Euch Euer Adolf.

Habt Ihr Telegramm aus Okahandja „Herzlichen Glückwunsch und Gruß“ erhalten? Es sollte für Ida sein, die am 7. Februar Geburtstag hatte. Hoffentlich habt Ihr es verstanden und hingeschickt.

Euer A.

Windhuk, 12.3.1905

Liebe Eltern, Gertrud und Eduard!

Im letzten Brief war ich bis Okahandja gekommen und zwar im Güterwagen. Als ich morgens wie gerädert mein Lager verließ, war das erste, mich nach einer Tasse heißem Kaffee umzusehen. Irgendeine Spelunke war dann auch bald gefunden und bald stand ein Kännchen mit einer merkwürdigen Flüssigkeit nebst zwei Brötchen vor mir. Ich machte mich darüber her und ließ es mir gut schmecken. Ich hatte Kaffee bestellt und auf die absolute Zuverlässigkeit aller Hotelbesitzer, Kellner usw. bauend, bildete ich mir schließlich ein, daß dies Getränk tatsächlich Kaffee sei. „Kostet?“ fragte ich [22] beim Hinausgehen. „Drei Mark“, war die prompte Antwort. Ja, ja, es war doch wohl Kaffee gewesen, Mocca vermutlich, den ich Unwürdiger nur nicht zu schätzen verstand. Wieder auf dem Bahnhof angekommen, hatte inzwischen mein Bursche die Koffer auf den Perron gestellt und alles für die Morgentoilette vorbereitet, die dann auch alsbald in aller Ruhe und Gründlichkeit vorgenommen wurde. Dann ging ich zur Kommandantur, um mich zu melden und mir ein Quartier zu suchen. Letzteres wurde mir im sogenannten Sanitätsamt angewiesen. Zum Transport meiner Koffer gab mir die Kommandantur vier gefangene Hererofrauen mit, die zugehörigen Männer waren schon zur Arbeit eingeteilt. Die Frauen waren entsetzlich alt und häßlich. Das sogenannte Sanitätsamt besteht eigentlich nur aus einem einzigen großen Raum, der durch Segeltücher in verschiedene Abteilungen abgetrennt war. Ein Blick in eine solche Abteilung belehrte mich, daß hier noch der Ruhe gepflogen wurde. Ich zog mich schnell und diskret in die für mich bestimmte Bucht zurück. Das ganze Gebäude ist sehr baufällig und zeigt breite Risse in den Wänden. Aber die drei Tage, die ich darin gewohnt habe, hat es ja ausgehalten. Oben sieht man direkt gegen das Wellblechdach. Das Liebäugeln mit den Sternen hat also vorläufig aufgehört. Aber in Anbetracht des allabendlich zu erwartenden Regens, war mir dies prosaische Dach gar nicht so unlieb. Die weitere Entdeckung, daß nämlich an den Wänden ein Heer von Wanzen umherlief, wirkte schon weniger erfrischend. Ich habe mich so gut wie möglich eingerichtet, behaglich konnte ich mich freilich nicht fühlen, zumal das Bett unglaublich schlecht war.

Okahandja liegt wunderschön, die Umgebung ist prachtvoll, grün und dicht bewachsen. Im Swakoptal gibt es ganze Wälder. Es ist aber ein höchst ungesundes Fiebernest

(Malaria). An Gertrud und Eduard habe ich von dort einen ganzen Packen Ansichtskarten abgesandt. Ich habe viel Arbeit gehabt, denn während des Marsches kam man natürlich nicht dazu, etwas zu tun. Gegessen habe ich im Kasino. Es wird dort für die Teilnehmer die Mannschaftsportion empfangen und für Verbesserung derselben zahlt man zwei Mk pro Tag zu. Immerhin annehmbar gegen die Hotelpreise.

[23] Ich ließ also am 5.2. die notwendigen Sachen zum Bahnhof schaffen und begab mich selbst dorthin. Das erste, was ich erfuhr, war, daß die Bahn infolge der ungeheuren Regengüsse der letzten Tage an vielen Stellen beschädigt sei und heute wahrscheinlich überhaupt kein Zug ginge. Ich hatte also vorerst Zeit, mir Station und Umgebung anzusehen. Die Station ist militärisch besetzt, wie überhaupt der ganze Bahnbetrieb in Händen unserer Eisenbahner liegt. Das kleine Gebäude ist aus Korkmasse erbaut und ist mit Wall und Graben umgeben, ersterer verstärkt durch Blechröhren, Sandsäcke, Kisten usw. Stationsvorsteher und Kommandant der kleinen Festung ist ein Unteroffizier vom Eisenbahnbataillon.

Gegen elf Uhr morgens kam endlich die telefonische Nachricht, daß aus Karibib ein Zug mit eiligen Gütern abgegangen sei. Derselbe sollte vorsichtig weiterfahren und versuchen, Okahandja zu erreichen. Das war wenigstens etwas, und ich war entschlossen, mitzufahren, wenn noch irgend ein Plätzchen vorhanden war. So ein Zug hier in Süd-West ist ein eigen Ding. Personenwagen gibt es nicht oder nur in sehr geringer Menge. Nur wenn ein ganz hohes Tier fährt, wird ein solcher angehängt. Offiziere, vom Hauptmann abwärts oder sonstige Sterbliche haben unter den jetzigen Verhältnissen keinen Anspruch auf besondere Gestellung eines Personenwagens. Man packt seine Kisten und Koffer auf irgendeinen Güterwagen, setzt sich oben darauf und holla.

Um fünf Uhr abends kam endlich der Zug an. Auf einem Waggon waren Revolverkanonen verladen und da war noch eine Ecke frei. Meine Koffer schnell hinein. Eine Regenplane hatte ich mir, angesichts des zu erwartenden Regens, schon vorher besorgt. Mit Hilfe meines Gewehrs, zwei Deichseln von den Geschützen und einigen sonstigen Stangen wurde schnell eine Art Dach mit der Plane fabriziert, und gerade waren wir fertig, als es losprasselte. Wir – mein Bursche und ich – saßen im Trocknen und lachten uns einen Ast. Beim Einfahren des Zuges hatte ich einen Leutnant gesehen, der stolz auf einem offenen Bremsersitz saß, der mag schön eingeweicht sein, es regnete nämlich kolossal die ganze Nacht. Nun wurde zuerst Proviant aus meinem Koffer geholt, Brot und ein paar Büchsen Wurst, in der Cognacflasche war auch noch was. Dann kam der Tabacksbeutel und die Pfeife dran, ich sage Euch, ich war kreuzvergnügt. Nicht wahr, ich muß doch noch riesig jung sein, wenn ich mich wohl fühlen kann unter solchen Verhältnissen, eine achtstündige Eisenbahnfahrt vor mir auf einem klapprigen Güterwagen. Als es dunkel wurde, steckten wir eine Stearinkerze an.

[25] Windhuk, 6. April 1905

Bis zur vorigen Seite hatte ich schön geschrieben, als am 19. März die Nachricht von Vaters Tode ankam. Ich schicke Euch diese zwei Seiten noch, weiterschreiben kann ich doch nicht, wenigstens vorläufig nicht.

Es ist das ein trauriger Abschluß meines Tagebuches, wie denn überhaupt alles oder das meiste auf dieser Welt traurig, verpuscht und verfehlt ist.

Wenn ich keine Kinder hätte — aber was reden wir viel, es ist ja doch alles gleich.

Herzliche Grüße an alle

Adolf